

In der Münchener Elektrischen

Skizzen von Ludwig Thoma

In München. Der schwere Wagen vollert auf den Schienen; beim Anhalten gibt es einen Ruck, daß die stehenden Passagiere durcheinandergeworfen werden. Ein Schaffner ruft die Station aus: „Deonsplatz!“ schreit der Schaffner.

Heißt eigentlich Deonsplatz. Eine Frau, die ein großes Federbett trägt, schiebt sich in den Wagen. Ein Sitzplatz ist noch frei.

Die Frau zwängt sich zwischen zwei Herren. Sie küßt dem einen den Hals und vom Kopfe.

Das ärgert den Herrn. Er klemmt den Zwicker fester auf die Nase und blüht strafend auf das Weib. „Aber erlauben Sie!“ sagt er. — 21 —

„Aber erlauben Sie, mit einem solchen Bett!“ Die Leute im Wagen werden aufmerksam.

Der Mann scheint ein Norddeutscher zu sein, der Sprache nach zu schließen.

Was fällt ihm ein, die arme Frau aus dem Volke zu beleidigen?

Ein dicker Mann, dessen gelbes Gut ein Gensbart glatt, verleiht der allgemeinen Stimmung Ausdruck.

„Worum soll denn das arme Weibert net da herin sigen? Soll's vielleicht draußen bleib'n und frier'n? Wies' weis's dem nobligen Herrn net recht is? Wenn ma so noblig is, fahrt ma halt mit da Droschk'n!“

Der dicke Mann ist erregt. Der Gensbart auf seinem Hute zittert.

Einige Passagiere nicken ihm beifällig zu; andere murmeln ihre Zustimmung. Ein Arbeiter sagt: „U'berhaupt is de Tramway für an jed'n da. Net wahr? Und dera Frau ihr Jahnert is vielleicht grad so guat, net wahr, als wia dem Herrn sei Jahnert.“

Die Frau mit dem Bett sieht recht gekränkt aus. Sie schweigt; sie will nicht reden; sie weiß schon, daß arme Leute immer unterdrückt werden.

Sie schnupft ein paarmal auf und seht sich zurecht. Dabei fährt sie mit dem Bett ihren andern Nachbar ins Gesicht.

Der seht das Bett unfaßt weg und redet in soliden Sätzen: „Sie mit Sahn'n drautigen Bett brauchen S' mir sel's Maul net abwischn! Glauben S' vielleicht, Sie müessen's mir unta d' Rosen halt'n, weil S' as jetzt aus 'm Verlogam g'holt ham?“

Die Passagiere horchen auf. Da ist noch einer, der die Frau aus dem Volke beleidigt; aber, wie es scheint, ein süddeutscher Landsmann.

Die Stimmung richtet sich nicht gegen ihn. Uebrigens sieht er so aus, als wenn ihm das gleichgültig sein könnte.

Er hat etwas Gefundes an sich, etwas Robustes, Hinaus-schmeißerisches. Er imponiert sogar dem Herrn mit dem grünen Hute. Und dann, alle haben es gesehen:

Die Frau ist ihm wirklich mit dem Federbett über das Gesicht gefahren. So etwas tut man nicht. Der Mann selbst ist noch nicht fertig mit seiner Entrüstung. Er wirft einen sehr unfreundlichen Blick auf die Frau aus dem Volke und einen sehr verächtlichen Blick auf das Bett.

Er sagt: „Ueberhaupt ist das a Frechheit gegen die Feut', mit so an Bett do rei'geh'. Wer woas denn, wer in dem Bett g'ieg'n is? Vielleicht a Kranker; und mir fahrt S' las Gesicht damit! Sie aus'schamte Person!“ Einige murmeln beifällig.

Der Mann mit dem grünen Hute gerät wieder in Zorn. Er sagt: „Der Herr hat ganz recht. Mit so an Bett ges' ma net in a Tramway. Da kunnien ja mir alle o'g'stedt we'n. Heumigutag, wo's so viel Dazillen gibt!“

Der Gensbart auf seinem Hute zittert. Alle Passagiere sind jetzt mitand über die Unverschämtheit der Frau. Man ruft den Schaffner.

„De muas' aushil!“ sagt der Mann mit dem Gensbart, „und überhaupts, wia könnn denn Sie de Frau da einoschick'n? Muas' ma si vielleicht dös g'fallen lassen bei der Tramway? Daß de Dazillen im Wag'n ummand'slag'n?“

Der Schaffner trifft die Entscheidung, daß die Frau sich auf die vordere Plattform stellen muß. Sie verläßt ihren Platz und geht hinaus.

„Dös war amal a freche Person!“ sagt der Mann mit dem Gensbart. — Der Herr mit dem Zwicker meint: „Eigentlich war sie ganz anständig. Nur mit dem Bett...“

„Was?“ schreit sein robuster Nachbar. „Sie woll'n vielleicht dös Weibsbild in Schutz nehmen? Gengen S' aufz' dazua, wann's Sahn'a so guat g'fällt! Alle murmein beifällig.“

Und der Arbeiter sagt: „Da secht ma halt wieda de Preiß'n!“

Der alte Professor Spengler fährt jeden Morgen gegen acht Uhr vom großen Wirt in Schwabing bis zur Universität.

Er fällt auf durch seine ehrwürdige Erscheinung: lange, weiße Locken hängen ihm auf die Schultern, und er geht gebückt unter der Last der Jahre.

Ein Herr, der auf der Plattform steht, beobachtet ihn längere Zeit durch das Fenster. Er wendet sich an den Schaffner.

„Wer ist denn eigentlich der alte Herr? Den habe ich schon öfter gesehen.“ — „Der? Den kenna Sie nö?“ — „Nein.“

„Dös is do unsa Professa Spengler.“ — „So? So? Spengler. M-hm.“

„Professa der Weltgeschichte,“ ergänzt der Schaffner und schüttelt eine Prise Schnupftabak auf den Daumen.

„M-hm!“ macht der Herr. „So, ja.“ Der Schaffner hat den Tabak aufgeschupft und schaut den Herrn vormürselvoll an.

„Den sollten S' aka scho kenna!“ sagt er. „Der hat oier solchene Blada g'schrieb'n.“

Er zeigt mit den Händen, wie dick die Bücher sind. „So... so?“ — „Lauter Weltgeschichte!“

„Ich bin nicht von hier,“ sagt der Herr und sieht jetzt mit sichtlichem Respekt auf den Professor.

„Ah sol' Nacha is's was anders, wenn Sie net von hier san,“ erwidert der Schaffner. Er öffnet die Türe. „Universität!“

Professor Spengler steigt ab. Der Schaffner ist ihm behilflich; er gibt acht, daß der alte Herr auf dem glatten Asphalt gut zu stehen kommt. Dann klopfet er ihm wohlwollend auf die Schulter.

„Soo, Herr Professa! Nur net gar z'feißig!“ Er pfeift, und es geht weiter.

Der Schaffner wendet sich nochmal an den Herrn:

„Alle Tag, punkt acht Uhr, fahrt dös alte Mandel auf d' Universität. Nig wia tauia Weltgeschichte!“

(Zus.: „Nachbarsleute“, Verlag Albert Bongen, München.)



Das Münchener Kind

Eugen Vinnai

Die Deutsche Woche



Nr 8

Sonderbeilage der Saar-Zeitung

1929

München

Die Alpenstadt in der weitatmigen Hochebene
Die Stadt der Künste und Museen #
Die Stadt eigenwüchsigen Volkslebens.

Das Gesicht von München

oder wie Gottfried Keller in München einzog

Mit dem Sonnenuntergange des zweiten Tages erreichte ich das Ziel meiner Reise, die große Hauptstadt, welche mit ihren Erbauungen und großen Baumgruppen auf einer weiten Ebene sich dehnte. Meinen verhäulften Totenkopf in der Hand, suchte ich bald das notierte Wirtshaus und durchwanderte so einen guten Teil der Stadt. Da glühten im letzten Abendlichte gläserne Glöckchen und goldene Lärme; Säulenreihen tauchten ihre geschmückten Säulen noch in den Abendglanz; helle gegossene Erzfiguren, funkelnde Schmuckstücke aus dem Heildunkel der Dämmerung, wie wenn sie noch das warme Tageslicht von sich gaben, indessen bewalte offene Hallen schon durch Laternenlicht erleuchtet waren und von gepulsten Leuten begangen wurden. Steinbilder ragten in langen Reihen von hohen Säulen in die dunkelblaue Luft; Paläste, Schreie, Kirchen bildeten große Gesamtbilder in allen möglichen Variationen, neu und glänzend, und wechselten mit dunklen Massen geschmückter Kuppeln und Dächer der Kais- und Bürgerhäuser. Aus Kirchen und mächtigen Schenkhäusern erschallt Musik, Gelächter, Orgel- und Harfenmusik; aus mystisch verzerrten Kapellen-türmen drangen Wehtrauchwolken auf die Gasse; schöne und tragische Kunstgestalten gingen



München mit seiner Frauenkirche, rechts „der alte Peter“

Eugen Vinnai

Scharenweise vorüber, Studenten in verstaubten Röcken und Berggeschichten Mützen kamen daher, gepanzerte Kletterer mit glänzenden Stahlhelmen ritten gemächlich und stolz auf ihre Nachtmare. Alte, dicke Weiber verbeugten sich vor dünnen schwarzen Pfeifern, die zahlreich umherlagen; in offenen Hausfluren dagegen sahen wohlgenährte Bürger hinter gebratenen jungen Gänsen und mächtigen Krügen; Wagen mit Mähren und Sägemaschinen fuhr vorbei, kurz ich hatte genug zu sehen, wohin ich kam, und wurde darüber so müde, daß ich froh war, als endlich ich in dem mir angewiesenen Zimmer des Gasthofes Mantel und Totenkopf ablegen konnte.

Schon ist es 90 Jahre her, daß Gottfried Keller in München einzog. Wie viel Neues ist entstanden. Aber was er gesehen, ist heute noch ein Kernstück von München. Noch steht die Frauenkirche und der „alte Peter“, noch lebt in diesen München ungebrochen ein gehobenes, volles Leben, das der Dichter Martin Greif also prägt:

Mein München, du vieltraute Stadt, Wer mag aus dir noch scheiden, Der deinen Sinn erkund' hat In Freuden und in Peiden? Du trägst dein Bier 'n unerschrocken Und kennst kein Lieberchen, Gewohnt nur, dich vor aller Welt, So mir du bist zu geben.

München, die Alpenstadt

München, die Kunststadt, mit ihren herrlichen Sammlungen und Museen, ihren reizvollen Stadtbildern, ihren erlesenen Theatergegnissen; München, die Stadt froher Feste und heiteren zwanglosen Lebens; München, die Stadt origineller und bahnbrechender Ausstellungen; all das sind Erinnerungen und Bilder, die sich, bei dem einen mehr, beim andern weniger eindrucklich mit dem Namen der Stadt verbinden und die Empfindung von etwas Angenehmem, Ruhigem, Eigenartigem und immer Liebenswertem auslösen. Und doch gibt's noch etwas, das all die gewonnenen Eindrücke überbietet, sie alle überstrahlt — und dieses eine ist München, die Stadt der Alpen!

Wohl für die meisten, die Bayerns Hauptstadt zum ersten Male besuchen, ist dies das große Ereignis: da stehen sie mitten in der Stadt am Hauptstrand hoch oben auf der Terrasse des malerischen Maximilianplatzes. Draußen zwischen Busch und Baum taucht die grüne Nar in breitem Beil dahin, Kupfer und Röhre ragen aus dem Häusermeer — ein herrliches Stadtbild, ja, aber freilich mag es schönere noch geben. Doch da — es schneift der Blick gen Süden — was ist das? Eine blaue Fackelkette, mit gleißendem Silber gekrönt, schließt den Horizont ab, und in mächtigem Aufbau, der bis in die Wolken reicht, trägt sie sich unvermittelt herab in das Häusermeer. Das sind die Alpen, die bayerischen Alpen, die da herübergrünen aus lustiger Ferne, die herrlich schauen, ernst und feierlich und schweigend auf die lebenslaute Stadt, und der gewaltige Aufbau, in dem sie sich abheben und der sofort den Blick des erschauerten Beschauers fesselt, das ist Bayerns und Deutschlands höchste Bergeszone, ist die Zugspitze! Dieses grandiose Bild hat keine andere Stadt der Welt aufzuweisen, es ist eine Eigenartlichkeit Münchens und es ist das Schönste was sie besitzt, was aus immer wieder mit gleicher Freude, mit gleichem Stolz erfüllt, es macht München zu dem, was es in der Erinnerung aller ist — zur Stadt der Berge!

Diese Alpenstadt, die es zur steigerhohen und vielköpfigen Alpenstadt macht, hat München jene Eigenart im Wesen eingepreßt, die es vor allen anderen deutschen Städten auszeichnet. In unerschöpflichen Scharen strömen immer und die herrigen Wälder der Berge nach München herein und erneuern, beleben und stärken das städtische Element, das sich aus den noch Stammesart heterogensten Ansiedlern zusammensetzt. Sie sind es, die dem Leben der Stadt jene Bodenständigkeit, jene Urwüchsigkeit, jenen ländlich-berden, frohsinnig-bellerten Charakter erhalten, der München auszeichnet selbst heute noch, wo die Stadt längst Großstadt geworden ist. Und dieses ländliche Element, das das städtische befruchtet, wirkt in seiner ursprünglichen Kraft so mächtig, daß es das Fremde, Nicht-einheimische sich über kurz oder lang anpaßt, es auffängt, so daß es „mündnerisch“ wird, ob es will oder nicht. Ein Beispiel dieser Ländlichkeit nur für viele andere: das Münchener Oktoberfest ist über den bescheidenen Umfang, den es vor hundert Jahren hatte, weit hinaus gewachsen. Im Kriege mußte es freilich unterbleiben, und es wird wohl noch einige Zeit hingehen, bis es wieder in seinem alten Glanze erstrahlen wird. Immerhin, eines war es nie und wird es nie werden: ein Großstadtfest mit dem Großstadtrubel. Es ist vielmehr die nots-berbe, bodenständige Festlichkeit im Charakter eines ländlichen Jahrmärktes geblieben, vom stolzen Aufmarsch des wohlgepflegten Alpenwichts bis zur opfermütigen Dauerhaftigkeit und Schaffigkeit beim unerschöpflich fließenden Bierkannen, wie nur irgendwo in einem weltfernen Bergdorf. Und was nur laufen kann im ganzen Hochland, Mann und Weib, alt und jung, Kind und Regel, strömt zur Zeit dieses Festes nach München, um von ihm Besitz zu ergreifen, durch seine Gegenwart zu dokumente-



München, Marienplatz mit der Pappalose, von Schwabing her

Regina Vinna

lieren, daß die bayerischen Berge und München zusammengehören, daß die Stadt ein Saatkorn der Alpenwelt ist. Es ist nicht wie bei anderen großen Landeshauptstädten, wo der Provinziale trotz seiner landmannschaftlichen Zugehörigkeit sich mehr oder weniger fremd fühlt; im Gegenteil: der Hochländer ist in München daheim, die Stadt ist seine Stadt, sein „München“, ist nicht die geräuschvolle indifferente, gleichmacherische Großstadt, in der ihn nichts mehr will feinesgleichen verknüpft und verbindet, sondern vielmehr die liebe, gute, alte Mütterlein innigster Beziehungen zum angehaunten Hinterland, wie sie es von alterher war.

Das muß man sich recht eigentlich vor Augen führen, und dann wird man verstehen und fühlen, woher es kommt, daß München einen so seltsamen, geheimnisvollen Zauber auf jeden, der es aufsucht, ausübt. Das lustige Schauspiel erlebt man immer und immer wieder, daß einer nach München kommt mit der ganzen Grandezza eines „Fremden“, in Lackstiefeln und elegantem Reiseskostüm, und kaum hat er noch so recht die herbe, frische Münchener Luft geatmet, so sieht auf seinem edlen Haupt ein leuchtendes grünes Häutchen mit gewaltigen Wimpern, so schließt er mit der fürchterlichen Alpenstange auf dem Rücken die Straße einher, und wenn auch der Einheimische über diese Metamorphose lächelt und vielleicht sogar spöttelt, sie beweist nur, wie mächtig der genius loci Münchens, der Alpenstadt, wirkt, so daß der Fremde ihm auf diese Weise opfern zu müssen glaubt. Man soll es ihm nicht übel nehmen. Denn ein jeder geht auf diese harmlose Weise der einzigartigen Stadt seinen Tribut, bis er dahinter kommt, daß, wie Ludwig Thoma einmal so schönlich spottete, der Münchener nicht mit einem grünen Häutchen geboren wird, ebensowenig wie die Alpenstange das unerlöschliche Atrium für einen Besuch der Münchener Museen ist. Wenn einer aber erst einmal dahinter gekommen ist, daß der Münchener nicht bloß Bier trinkt und jodelt — das letztere ist übrigens viel seltener der Fall als das erstere —, sondern daß er ein Mensch ist, der einer eigenwillig scharfen und feinen Sinn hat für das Gerade und Kernige, für das Befunde und Ehrliche, für seinen Humor, der aus dem Herzen, nicht aus dem Verstand kommt, ein inniges Gefühl und Verständnis von wirklich künstlerischem Geschmack, der sich sehr oft in ganz kleinen unbedeutenden Dingen äußert — für die Vertiefung im großen sorgen ja bekannterweise die Münchener Künstler; — und wenn einer erst einmal an sich selbst erlebt hat, mit wieviel Herzlichkeit und gutmütiger Zutraulichkeit der Münchener seinen ihm fremden „Herrn Nachbar“ — auch diese in München so sehr beliebte Anekdote zeugt von dem noch immer fortdauernden ländlichen Einschlag im bunten Gewebe des Großstadtlebens — in seinem Kreis aufnimmt: dann hat sich ihm das große Geheimnis enthüllt, der Zauber, der in dem manchmal so mißverstandenen, in seinem Wesen und Wert aber heute noch wie von alterher vollgültigen Begriff der Münchener „Gemütslichkeit“ verborgen ist.

(Aus: „München und Oberbayern“ von Maximilian Krauß, Verlag v. Klafings Volkshäuser Nr. 96.)

Im Alpenblumenstrotz
Du jüngste großer Städte,
Wie schwingst du dich empor
Im grünen Harbette!
Mit beines Domes Kuppe
Schaut du zum großen Dom
Der Berggiganten Gruppe,
Begrüßt von ihrem Strom.

Heremann Vinna

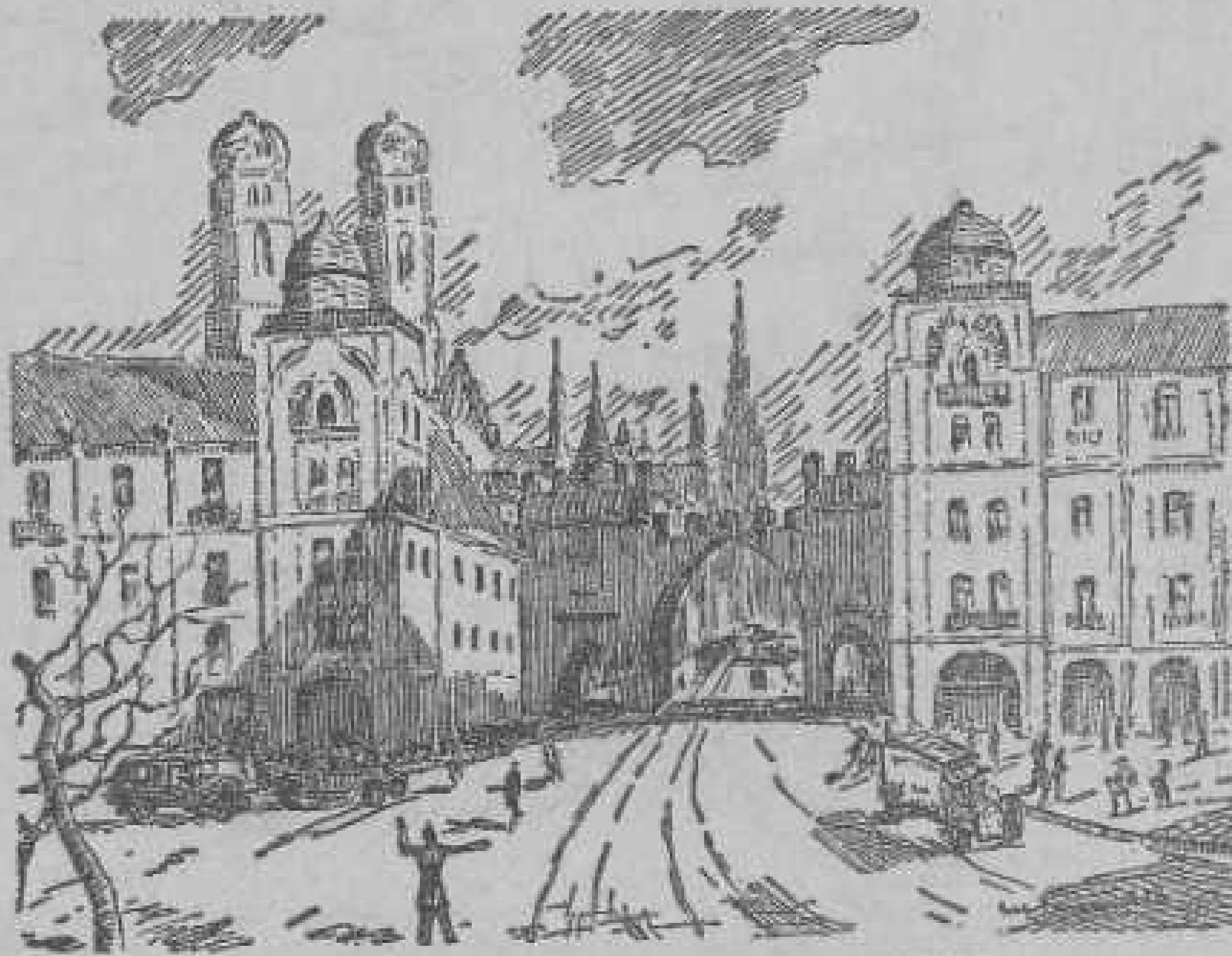
Der Herr Huber oder Hueber . . .

Skizze von Joseph Kuehnerer

Der Herr Maler oder Meier, der Herr Huber oder Hueber, der Herr Müller oder Müller — wie er nun heißt, hat vor acht Tagen sein Geschäft verkauft, hat hunderttausend Mark in olerprozentigen Staatspapieren auf der Hypothekendank liegen, hat einen Anteilsschein mit sechs anderen Münchnern auf eine Jagd im Brucker Moos oder bei Dachau, hat geherrn sein fünfundvierziges Wiegenjahr begangen und geht heute zum Saluator. In aufrechter Haltung, mit dem frohen Bewußtsein, daß er erlöst ist. Er zündet sich eine Zigarre an und überlegt im Stillen nur noch das eine, soll er direkt auf den Hochberg wandern oder vorher wo anders hin. Da die Uhr erst auf elf weist, vor zwei Uhr aber nicht angestochen wird, entschließt er sich zu letzterem und geht in den Kunstverein.

Das ist, wie schon der Name ganz richtig vermuten läßt, ein Verein, der sich zur Aufgabe gemacht hat, der Kunst unter die Arme zu greifen. Er besteht seit hundert Jahren, zählt sechstaufend Mitglieder, darunter geachtete Häupter Europas, und hat über den sogenannten Arkaden, die sich als weites Rechteck von der Residenz bis zum neuen Armeemuseum hinüberziehen, vornehme Räume am Ostlichen Ende erbaut. Ferner gibt der Verein zu Neujahr einen Kofferstich oder eine Radierung heraus, die er jedem, der den Beitrag pünktlich bezahlt hat, ins Haus sendet und auf die er mit großen Lettern die einfache Widmung druckt: der Kunstverein seinen Mitgliedern für des Jahr so und so oder so und so.

Dies Geschenk bekommt er natürlich eben so regelmäßig wie die andern, — der Herr Maler oder Meier, der Herr Huber oder Hueber, der Herr Müller oder Müller, — wie er nun heißt. Seine ganze Wohnung hängt voll davon. Außerdem steht noch eine Menge auf dem Spracher herum, gesammelt von seinem Vater, Großvater und Ur-Großvater. Alles längst verstorbene Herren, alles Münchner, als Mitglieder des Vereins, denn sie sagten sich wie der Nachkomme



Stachus mit Karkter, Beginn der Verkehrsstraße der Münchner

Regina Vinna

ganz richtig, daß man für die Kunst etwas tun müsse. Originale erworben sie freilich keine, sondern warfen jeden, der ihnen mit solchem Ansehen kam, einfach zur Tür hinaus. Aber kaufte er? Der Vierdraker X? Der Grobmeißler Y? Der Kaffeisider Z? Leute, die zehn, so zwanzigmal so viel Geld hatten? Leute, die fürstliche Wohnungen, Equipagen und Dienerschaft hielten? Viel ihnen gar nicht ein und jenen Millionären erst recht nicht, die im süßigen Segenjaß alles zusammenharrten, kaum einen Frühstücken zu machen magten und jahraus, jahrein mittags ihr Rindfleisch verzehrten. Den Malern und Bildhauern mochte der liebe Gott auf die Beine helfen. Das waren so Hungerleider, die nie was rechtens gelernt hatten, und die halt da waren, damit man in diesem ersten Dasein ein bißchen was zur Zerstreung hatte und am Sonntag etwas zum Schwätzen. Obendrein tat doch der Staat schon genug. Kaufte jedes Jahr für hunderttausend Mark Bilder, stufte die Sammlungen voll, ließ Denkmale und Brunnen errichten, also brauchte sich der gute Bürger deswegen noch kein Glas Bier zu entziehen. Am wenigsten ein Glas von jenem Gebräu, das, wie die alljährlich zur Versendung gelangenden Prospekte der Paulanerbrauerei behaupteten, schon im Jahr 1661 von frommen Brüdern an der Stelle gelassen wurde, wo jetzt die Aktiengesellschaft ihren Sitz hat. Von jenem Gebräu, das, aus besonderen Wärgen hergestellt, im Grunde die gleiche Wirkung erzielt, wie der berühmte Bod, die Sinne befeuert, in selbige Träume versetzt. Wer auch aufwacht und revoilliert. So fanden da draußen auf der Höhe des Hochbergs Schlachten statt, die in die bayerische Geschichte mit goldenen Lettern

gegraben sind. Die stärkste und größte an jenem Tage, wo die schwer entrißenen Stammgäste ein ganzes Kavallerieregiment mit einem abgedeckten Hause in die Flucht schlugen und eine Kompanie Gendarme noch dazu. Freilich jetzt sieht man zahmer, man singt bescheidene Lieder, weil die Behörden entsprechende Maßregeln getroffen haben. Aber nach wie vor birgt alles eine gewisse Dosis von Explosivstoff gegen jene Elemente, die der Münchner als seine Erbfeinde betrachtet: den Schenkellner, den Jolinder, den Schugmann. Der erste füllt die Maßkrüge nur halb, der zweite vertritt die verhasste Noblesse, der dritte sucht die Ordnung aufrecht zu halten. Das ist auf einmal zu viel, und so wandert heute auch jener Mann in einer merkwürdig bewegten Stimmung dahin, der als neugeborener Privatier eigentlich zuerst in den Kunstverein möchte, ehe er zum Saluator geht.

Er hat Mühe, sich durchzumachen, dem Strom entgegen, der Herr Maler oder Meier, der Herr Huber oder Hueber, der Herr Müller oder Müller — wie er nun heißt. Wollte er schnell vorankommen, müßte er mit den Ellenbogen anrennen, aber so geht er langsam, fast unentschlossen und läßt sich mehr treiben, als daß er sich selber bewegt. Denn im Geiste sieht er nicht mehr den Kunstverein, der doch winkt, ein anderes Bild tut sich vor ihm auf; ein härteres Menschengetriebe, droben auf der Höhe, über der Nar, an den Häusern der Nar, deren Dächer man berühren kann, wenn man die Hand ausstreckt. Zwischen witzigen Gärten, die mit verlaufenen Zäunen umspannt sind, zwischen ausgehauener Wäsche, die im Märzwinde flattert, gleichen sie jetzt einher, die gepugten Menschen. Ihr bestes Sonntagsgewand haben sie angezogen, steife Kragen und bunte Kravatten hervorgeholt; einer trägt sogar einen Strohhut. Heitere Töne auf alten Gemäldern, heitere Töne auf alten Gesichtern. Über kein breites Grinsen, kein wiederendes Lachen; gedämpft ist alles. Still und behaglich tragen die Männer ihre teuer erworbenen Blüthe. — Viel aller Freude ein gewisser Ernst, eine leichte Spannung auf allen Zügen. So etwas von der wohlwollenden Erwartung der Herren Examinatoren, die einen Kandidaten prüfen sollen. Einen, auf den sie Rücksicht zu nehmen haben, wie auf einen Prinzen oder einen Ministersohn. Wird er bestehen? Sie hoffen es, denn er hat noch immer bestanden, und war er wirklich einmal über vorbereitet, sie stehen ihn doch durchs Examen gehen und trinken ihn, wie sie ihn bisher getrunken hatten, unter freiem Himmel, am Tag des heiligen Joseph, am 19. März. Alle Volkstheater werden da Wachen, innig wird sich Schenkel an Schenkel reiben, und damit die Stane in vollsten Saumel verjeht werden, müssen Rufe, Würste und Herings mit lauwarm Wohlgerichten die Nase umschmeicheln.

Von ferne aber blaut der Alpenrath über das weite Feld hinter dem Keller mit dem höchsten Berge, der Zugspitze. Wenn die Münchner das sehen, kriegen sie Wasser in die Augen und grinsen mit dem Wackring hinüber. Denn sie lieben diesen Berg, den Stolz ihrer Heimat, der zwei zerklüftete Gletscher, drei großartige Täler und fünf Wirtschaften in seiner Klippe birgt. Einwas Stammeswandertes, Knorriges schaut da zu ihnen herunter, mit dem sie sich verdrachen fühlen, etwas Frohes, Gefundes, dem sie im Sommer und Winter oft zuströmen. Hell strahlt es auf in der Märzsonne, und wie jetzt der Wind herankommt, der frische Wind von den Bergen, da schmecken die Drehrin noch einmal so gut und der Saluator erst recht. Man sieht kühl und doch warm unter den kahlen Bäumen, durch deren Aeste die Luft glitzert wie flüssiges Metall.

(Aus: „München“. Verlag Georg Müller, München.)

Das Deutsche Museum in München ein deutsches Wahrzeichen

Von Dr. Richard Elshäger.

Die Besonderheit, das Einzigartige des Deutschen Museums beruht zunächst in seiner Anlage und Herkunft. Es verdankt sein Dasein anderen Faktoren als die übrigen Münchner Sammlungen in staatlichem und städtischem Besitz. Es verdankt seine Entstehung der echt deutschen Hartnäckigkeit in der Verfolgung des einmal verkündeten Lebensziels, verdankt alles der privaten Energie und Sammelleidenschaft eines Münchner Arbeiters, der fortgesetzt ganz klein angefangen hat.

Angefangen hat mit dem Schlichten Einsammeln merkwürdiger Kokonotrien und ähnlicher unhandlicher Objekte, die man, schon aus gewichtigen räumlichen Gründen, nicht in dem nächsten besten Museum aufbewahren und ausstellen kann. Auch war die Technik vor ein paar Jahrzehnten noch nicht Trumpf, wie in der Gegenwart. Man bezweifelte geradezu die Ausstellbarkeit solcher Maschinen, die zudem doch wohl hauptsächlich für den Fachmann von Interesse seien. Und der Fachmann konnte solche Kenntnisse und solches Anschauungs-Material an den Expositorenstellen erlangen.

Die „Sammlische“, bis ziemlich weit hinaus, waren gegen die Idee und dieses Museum. Und es galt unter Wohlwollenden für abgemacht, daß eine so langweilige Sehenswürdigkeit, wie ein technisches Museum, weder ein Bedürfnis für die mit München so gekyante Kunststadt München, noch eine Bereicherung vorstelle.

Der eisenköpfige Alte und Meisterhammer, Oscar v. Miller, ließ sich indes durch keinerlei Opposition beirren in der Durchführung seines groß angelegten Planes. Elektrische Techniker von Hause, war er wohl daran gewöhnt, mit

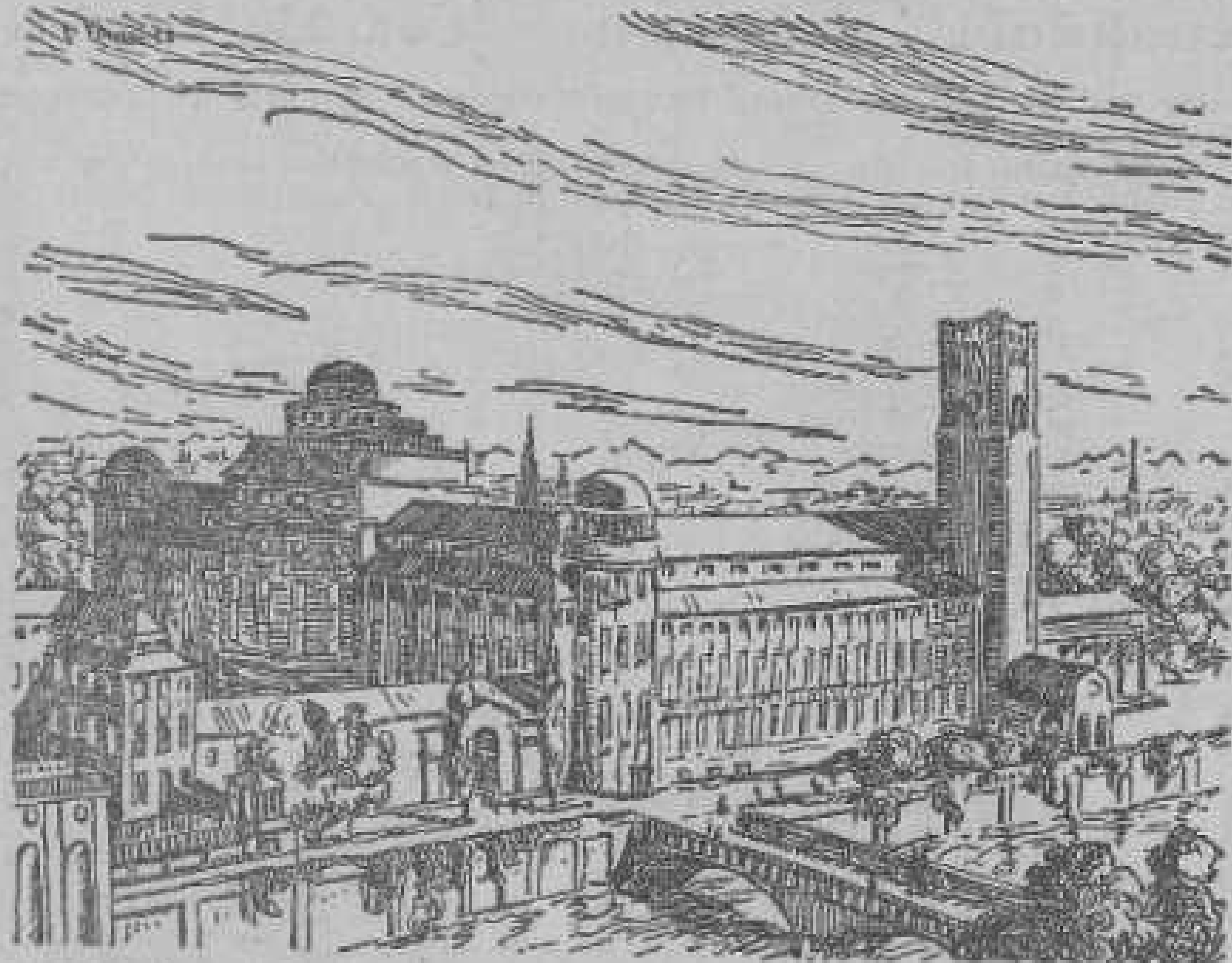
„Widerständen“ umzugehen. Er wußte es, bei möglichem Mangel an materiellen Hilfsmitteln, durchzusetzen, schließlich alles scheinungsweise zu erhalten, was benötigt wird, um den Kolossalbau dieser Museumsburg aus dem Boden heraus und dann unter Dach zu bringen.

Es handelte sich von Anfang an nicht um Kleinigkeiten: man benötigte Material zur Ueberbauung einer Fläche von 30 000 Quadratmetern mit einem zu umbauenden Raum von etwa 600 000 Kubikmetern.

Die Stadt München stiftete kostenlos den Baugrund. Interessanterweise ist das der berühmte Werder, durch den die Isar in zwei Stromarme geteilt wird; es ist der älteste Kulturboden der Stadt. Weiß man um diese historische Tatsache Bescheid, so hat es einen eigentümlichen Reiz, frühestes Vergangenes und modernste Gegenwart sich in dem einzigartigen Symbol des Deutschen Museums begegnen zu sehen.

Im Jahre 1908 wurde also auf der „Rohlsinsel“ der Grundstein gelegt. Die Stadt, das Deutsche Reich und Bayern hatten, mitbegriffen eine Zweimillionen-Stiftung der deutschen Industrie, vorläufig 7 Millionen zu der Bauzusage zugesichert. Der berühmte Architekt Gabriel v. Seidl übernahm die Bauleitung, und so begann der gewaltige Hallenbau aus Eisenbeton zu wachsen...

Kosten wie ihn weiterwachten und unternahmen wie inzwischen einen Rundflug durch die wichtigsten Münchner Sammlungen. In den Katastrophen der „Neuen Akademie der Wissenschaften“ gibt es Versicherungen und phantastische Tierformen aus prähistorischer Zeit. In der berühmten „Pinakothek“, einer Schöpfung und Stiftung Ludwig I., bewundern wir die klassische „Aegoneten-Gruppe“ und andere Meisterwerke der griechischen und römischen Antike. Die



Das Deutsche Museum in München

Eugen Vitzthum

Gemäldeausstellungen der beiden großen „Pinakotheken“, besonders der älteren, sind in ihren erteilten Stücken erteiltes Wissensgut aller Gebildeten, die sich für die monumentalen Werke der Malerei interessieren. Man begegnet in diesen wahrhaft fürstlichen Galerieräumen Albrecht Dürer und den großen Niederländern von Rembrandt bis Rubens und van Dyk. Den Weltberühmtheiten der italienischen, der spanischen und französischen Schulen. Es gibt von Aizian, Velasquez bis zu Watteau keinen Namen von Klang, der nicht vertreten ist in diesen Pantheon der Kunst. Neuere Kunst ist müßergütig vertreten in der „Neuen Pinakothek“. Die Sagen-Galerie enthält die wesentlichen Werke von Schwind, Feuerbach und Lenbach.

Bestes Kulturgut von anderer Art findet sich in den feierlich verschwiegenen Gemälden der Staatsbibliothek. Von den Fremden der täglichen Besucher dieses Biederpalastes eine rechte Vorstellung von den Märchenalzen der Handschriften-Sammlung, die in die Hunderttausende geht. Um nur ein paar unvergleichliche zu nennen: zwei Handschriften des Albigensieners, das Wessobrunner Gebet. Unter der kostbaren Fülle edelstinggeschmückter Evangelien findet sich das berühmte Goldene aus dem 9. Jahrhundert. Beschrieben mit Silber und goldenen Buchstaben auf Purpurpergament.

Wieder eine Welt für sich bildet das „Bayerische Nationalmuseum“ in der Prinzregentenstraße. Die unschätzbare Sammlung soll sich über alles erstrecken, was charakteristisch war für die kulturellen Eigentümlichkeiten des gesamten bayerischen Volkes.

In dem hier gebotenen Zusammenhange interessiert uns besonders jene Art von physikalischem Kabinett des Nationalmuseums, in dem wichtige Dokumente und Modelle bayerischer Erfinder und Techniker zur Schau gestellt sind. Vielleicht ist hier die Ur- und Keimzelle des Deutschen Museums zu suchen.

Die Bescheidenheit der physikalisch-chemischen Kabinette aus der Biedermeierezeit konnte man nicht mehr als Muster dienen. Man findet indes einen Maßstab für Größe und Bedeutung der technischen Sammlungen im Deutschen Museum, wenn man vergleichsweise so ein Biedermeierliches Schau- und Wunderkabinett heranzieht. Der größte Stolz dieser Schaukabinette waren beispielsweise feine ein paar Leidener Flaschen und eine Influenzmaschine zur Erzeugung elektrischer Funken.

Auch im Deutschen Museum ist sie vertreten. Doch nicht in einem einzigen Exemplar: das ganze Geschlecht der Influenzmaschinen ist zur Stelle; die Kette zurück und heraus bis zu den allernmodernsten Giganten unserer Funkensender. Das bietet überraschende Fernsicht und Ueberschau dem Fachmann und dem Laien. Und aus dieser großartigen Perspektive heraus ist dieses einzigartige Museum durchwegs organisiert.

Das Deutsche Museum erschließt die Wunder der Technik für jedermann und auf jedem Gebiet. Der Besucher braucht nur das Zauberwort zu sprechen: Bergbau, Luftschiffahrt, Goldmacherkunst, Chemie der Nahrungsmittel, oder was immer er wünscht — mit solcher deutschen Gründlichkeit und Hintergründlichkeit ist dieses Paradies der Technik ausgestattet und ausgestattet, daß es auch in dem Betracht ein deutsches Wahrzeichen geworden ist: mit lauslicher Inbegriff die gewordene Aufgabe streift an das Ziel zu führen.

Was man in München nicht auf den ersten Blick sieht

Von Alexander Hellmeyer

Man spricht von München und denkt ans Hofbräuhaus, an die Gemütlichkeit, an den alten Peter! Man besucht diese Stadt und hat sie lieb wegen des völkerverständlichen Bieres und weil man immer noch dort so viele freundliche Gesichter sieht. Denn München ist die Stadt des behaglichen, runden Süddeutschen Humors. Vom Stockenspiel des Rathhauses schwebt ein Lüchlein herab über die Dächer und Häuser hin. Es lebt und atmet in all den schmückigen Giebeln und erfüllt Straßen und Plätze der Stadt. So diese gemächliche Fassade ist daran schuld, daß man die Stadt als Raumkunstwerk und als Kunststätte eigentlich kaum sieht. Und das ist schade! Denn diese geschichtlich gewordene und gewachsene Stadt hat ihr Gesicht so gut wie irgend eine. Man kann heute noch mit einem Blick auf den Stadtpian ihr Werden und Entstehen wahrnehmen. Ihr Rückgrat bildet die alte von Ost nach West ziehende Salzstraße mit dem für die Lebensmittelversorgung so wichtigen Marktplatz (Markenplatz). München war seiner Lage nach Verkehrsart. Im wesentlichen blieb der Stadtkern derselbe von Kaiser Ludwig dem Bayern an bis König Ludwig I.

Das hochragende Wahrzeichen dieser mittelalterlichen Bürgerstadt sind die Frauenkirche. Groß und mächtig steht der monumentale Ziegelbau mit den beiden mächtigen weltbekannten Türmen im Stadtbilde. Das andere Wahrzeichen Münchens bildet der schlank Turm von St. Peter. Die katholische Stadt erkennt man an dem überall aufstretenden Marienkult, die Marienklause auf dem Marktplatz und das „Hausbild an der Residenz“, die patrona Bavariae. An das bayerische München erinnern die Residenz, ein kulturgeschichtliches Museum der Wittelsbacher, und die Theatiner Hofkirche. Am engsten wird es rekonstruiert durch die reiche Zimmer in der Residenz und durch die Amalienburg im Nymphenburger Park, einem Raumkunstwerk von europäischer Bedeutung.

Die Stadt als bemußte Raumerschöpfung beginnt mit dem Münchener Ludwigs I. Er schuf Isararchen! Wir erkennen es im Gegendruck zu der engen noch giebeligen Altstadt in den weltlichen Straßenanlagen und Plätzen in der Ludwigstraße, am Königsplatz, am Hoftheater, auf der Theresienwiese. Ein klassischer Strahentyp ist die Ludwigstraße mit dem antihistorischen Bau des Kriegsministeriums, der kosmischen Palastfassade der Staatsbibliothek, der hochragenden Ludwigskirche und dem weltlich geistlichen Forum der Universität, des Priesterseminars und adeligen Fräuleinstituts. Mit Glanz, Hoffnung und Liebe bezeichnet der Volksmund diese Trinität. Am Abschluß der Straße steht dann das prunkvolle Stregestor. Weiter

draußen liegt die Stadt der Priester, Pessionopolis und das Münchner „quartier latin“. — Schwabing.

Ein Wozan klassischer Schönheit liegt über dem von König Ludwig I. geschaffenen Königsplatz mit dem griechischen Tore, den Propyläen, der herrlichen Kapitalkirche, wohl das künstlerisch vornehmste Skulpturenmuseum der Welt und dem im antiken Spätklassizismus errichteten Tempelbau der heutigen Staatsgalerie.

Der Münchner Biedermaier, der durch die Ludwigstraße wandelt, hat freilich keine Ahnung, daß er ein weltberühmtes Straßenbild vor Augen hat. Ludwig I. hat München heraus aus der Atmosphäre einer bayerischen Landstadt, er gab durch seine städtebaulichen Schöpfungen den Auftakt zur Kunststadt und zur modernen, weiträumigen Großstadt. Wie kräftig sein Geist nachwirkte, erhebt man aus der Anlage der Maximilianstraße mit der Münchner Metropole über der Isar, dem Maximilianforum, raumkünstlerisch betrachtet die wirkungsvollste Straße im Stadtbild.

Die großen Pläne, die Ludwig I. im Münchner Stadtbild eingeleitet hat, die Richtung, die er dem kulturellen Charakter der Stadt gegeben, haben zur Nachfolge verpflichtet. Wie städtebaulichen Aufgaben mußten raumschmückend und architektonisch monumental gelöst werden. Man merkte an den Bauten der Münchner Schauhäuser, der Universitäts- und wissenschaftl. Institute, an den vorbildlichen Friedhöfen, schönen Brunnen und Denkmälern. Man sieht es an den hochragenden Bauten des National- und des geographischen Museums, selbst an den Warenhäusern, Bierpässchen, neuen Metzgereien und Siedlungsbauten. Vor allem sieht man die Großzügigkeit der städtebaulichen Anlage an den mächtigen Grünstreifen im Stadtbild: Engl. Garten, Hofgarten, Jarantagen.

Charakteristisch für München ist, daß es Großstadt wurde und doch der Natur so nahe verbunden blieb. Seine Lage auf der weiten freien Hochebene, nahe an den Bergen, bringt es mit sich, daß beständig frische Luft hindurchzieht, daß sie auch die am besten ventilierte Großstadt ist. München hat nicht nur das so bekömmliche schmackhafte Bier, sondern auch ein vorzügliches Trinkwasser. Und dieses ge-

funde und daher hellere Lebenselement, das von den Bergen her einströmt, mußte sich auch städtebaulich im Raum und in seiner künstlerischen Kultur auswirken. Der nach Süden Reisende sieht in ihr eine Oase, die letzte große, schöne Stadt vor dem Alpenwall, in der sich Kunst und Leben begegnen und die Hand reichen. Das Wort König Ludwigs I. „Ich will aus München eine Stadt machen, die jeder gesehen haben muß, der Deutschland kennen will“, hat sich glänzend erfüllt.



An der Feldherrnalle in München

Eugen Vitzthum

Die Frauenkirche, das Wahrzeichen Münchens

Von Alexander Hellmeyer

Das grandiose Bauwerk der mittelalterlichen bodenständigen Aegonbauweise, ein Denkmal bürgerlichen Wohlstandes und edler Gesinnung des Glaubens und der Frömmigkeit, entstand in der Frauenkirche, auf dem Frauenberg, an Stelle einer ehemaligen Kapelle. In keinem andern Bau spricht die mittelalterliche, bürgerliche Münchner Baugesinnung so deutlich als aus diesem. In seinen Mäßen und in der Baumasse mächtig und kraftvoll, über die Mosen stark und fest gegründet und gebaut, geben Kirche und Turme in ihren schweren Formen und bodenständigem Charakter ein ge-

treues Abbild des bayerischen Stammes. Sie gelten mit Recht als das altbayerische Wahrzeichen Münchens.

Wohin soll der Fremde, der unsere Stadt betritt, gehen, wenn er seine Augen, seine Seele mit einem ganzen vollen Eindruck eines mittelalterlichen Bildes in München fällen will. — zur Frauenkirche — zum Dom. Wenn er vom engen Augustinergraben herkommt, steht er staunend und bewundernd vor den 21 mächtigen Türmen und dem gigantischen Kirchenschiff. Heute noch wirken sie lamitten

der hohen Häuser über die Mäßen gewaltig und überragen alle Bauwerke der Stadt um ein Erstaunliches. Man mag über das Moor her von Dachau zuwandern oder das Hietal herauf- oder herabkommen, überall erscheinen sie zuerst als Münchens Wahrzeichen dem Auge. Auch im Straßengewirr der Stadt bilden sie eine ständige Orientierung.

Im Mittelalter, inmitten der kleinen Häuser der ursprünglichen Umgebung und in dem engen Stadtbezirk innerhalb der vier Tore, muß der Dom wie ein Goliath dagestanden haben. Die Türme konnten damals mit ihren Schlagbänken nach den äußeren Berieg erreichen. Sonnzeiger, Meilenweiser, Stadtwahrzeichen und Gotteschekrüder waren sie in einem.

Frägt man danach, wer denn dieses Gotteshaus zu Unserer lieben Frau gebaut habe? Dann gibt die Geschichte die Antwort: „Sörg Ganghofer, der Maurer“. Es ist überliefert und bezugt, daß er ein einfacher Mann war, der um Gotteslohn, Winters um 24 Pfennig und Sommers um 28 Pfennig gearbeitet. Sein Jahreslohn betrug 8 Pfund Pfennig (1 Pfund = 7 Mark). Danach ist selbst im Hinblick auf das billige Leben der alten Zeit zu bemerken, daß der Maurermeister heutzutage teurer geworden ist. „Sörg Ganghofer, der Maurer“ muß, seinem Bild nach in der Frauenkirche zu schließen, ein ernsthafter, sinnender Mann gewesen sein. Er mußte wohl nicht, wie ihm geschah, als er plötzlich aus dem Dunkel aus Licht geholt wurde. Das große Werk zu schaffen, hat er sich in Landshut, Regensburg und Ulm umgesehen und es mit den damaligen Meistern: dem Richter von Regensburg, Enfinger von Ulm, Salinger von Passiraden u. a. wohl beraten. Sörg hat wohl auch jene künstliche Grotte gekannt, worin sich viel Kühnheit und Raffinement in der Konstruktion und technische Virtuosität wie auch außerordentliche Fertigkeit und Schwerkraft ausdrückt; aber all das stand seinem handwerklich schlichten Sinn fern. Zudem war ihm ja auch ein Material wie Hausstein verfehlt, denn seinen Bauwerk leiteten die nahen Lehgruben in Haidhausen und Berg am



Hofbräuhaus im Sommer

Eugen Vlasak

Im Münchner Hofbräuhaus

„Kennen Sie sich gar nicht aus in München?“ fragt ein naider Umräucher einen Fremden. „Ja doch, ein wenig!“ — „Wo, da gengas gradaus durch die Neuhauferstraf auf den Marienplatz.“ — „Marienplatz weiß ich nicht!“ — „Wör? No wissen S' doch 's Hofbräuhaus?“ — „Bedauere, weiß ich auch nicht!“ — „Ja, wenn Sie net a mal 's Hofbräuhaus wissen, nachs is Ihnen wirklich net zum helfen, na gengas am besten gradaus und frengs's wieder!“

— Dieses Gespräch illustriert zur Genüge die universale Bedeutung des Ortes in der Metropole Münchens. Die ganze Welt trifft sich wie in Venedig auf dem Marktplatz auch einmal auf dieser Platzetta — am „Platz“, wo das Hofbräuhaus steht. Das ganze Deutschland von den Alpen bis zum Meer, ja die europäische Völkerfamilie findet sich da im Zeichen des Maßkrugs. Ganze Karawanen ziehen im Sommer hindurch und bewundern das Hofbräuhaus — Stern im Bäderland! — als Sehenswürdigkeit wie die Pinakothek und Glyptothek, bis sie die Kiste geöffnet, aus dem steinernen Maßkrug getrunken und den Weg dieser Sehenswürdigkeit in dem schmackhaften Trank entdeckt haben. Sid England, Sada Dutt, selbst die jungen Missis — o hoking! — haben Maßkrüge vor sich setzen und Comessa Ischia verteilt „birra con rasi c' brezzi“. Babylonisches Sittungsgewirr schwirrt durcheinander. Doch mitten im Gemüß der Völker, im Kampf um Krieg und Bier steht der würdige Stammgast unerschütterlich an seinem Platz.

Leim. Also erdachte und entwarf „Sörg Ganghofer, der Maurer“ einen Siegelbau, wie er ihn in altpreußischen Ländern in Landshut, Passiraden gesehen, nur größer, gewaltiger als sie a. le. Denn in der Größe wollte er den Ehrgeiz der Münchner Bürgerchaft genügen. Auf 101 Meter Länge und 39 Meter Breite, 20 Meter Fensterhöhe, 58 Meter Stieghöhe und 90 Meter Turmhöhe erstreckte sich die Ausmaße der Frauenkirche. Im Querschnitt zeigt sich das Knochengestüß des gewaltigen Baues. Massives Mauerwerk, tief im Gode gegründet, strebt in massigen Pfeilern zur Höhe, wölbt sich zu einer dreischiffigen Hallenbau. Nicht stierisch und fern, sondern tief ausgehugnet, ist das zwischen Pfeilern und Mauern eingespannte Gewölbe. So entsteht der Breite nach keine weiträumige, sondern engbrüstige Hallenkirche, und doch gibt sie das Gefühl eines gewaltig dimensionierten Raumes durch ihre Höhenentwicklung, durch die bis ans Dach reichenden Kapellen- und Fensterhöhen. Sörg Ganghofer regiert bei einfacher Gestaltung, durch die Wucht und Größe der Formen eine monumentale Geschlossenheit, Einheit und Majestätik. Seine handwerksmäßig schlichte, ehrliche Baugesinnung hegt nur den einen Gedanken, es recht zu machen, einen Bau zu erstellen, der den Jahrhunderten trohzen, fest und unvergänglich mit der Stadt verwachsen bleiben sollte. Während überall an den kunstvollen Mauerwerk schon längst Stein um Stein erneuert werden mußte, blieb

dieser Siegelbau unverändert bestehen. In seiner Solidität, Festigkeit, Dauer und Bodenständigkeit ist er mit der Scholle, mit der Himmel, mit dem Erde aufs engste verbunden — ein Eigentum unter den altpreußischen Siegelbauwerken — ein monumentales Bauwerk. Die Vegetation sind dafür auch die einfachen Portale, die ihre geschichtlichen Türen erst später erhielten. An die schmucklosen Reliefwände außen haben in Zeiten, als in ihren Schatten noch die Münchner Bürger begraben wurden, Künstlerhände ihre Schilde reihen und Totengedächtnisse angehängt — das einzig Verwundliche an diesem Ewigem.

(Wie das folgende aus Baderische Reisebücher-München u. Umgebung, Knorr und Reich, S. m. b. S., München.)

den und unterweist den Unkundigen in der Handhabung der Krüge und in der Ordnung und Reihenfolge des Ganges zur Schenke, damit er sich nicht verzehe gegen den durch Gewohnheit geheiligten Brauch des gastlichen Hauses. Dieser in seiner königlichen bayerischen Ruhe unerwartliche Stammgast ist der wahre Waise des Hofbräuhauses — der menschenkundige Diogenes am Maß.

Nebenan wohnte einstmals auch so einer, ein berühmter Biologe, Falb mit Namen, seines Lebens bürgerlicher Uhrmacher, der gab zum Heil und Wohl seiner Mitmenschen, besonders der Reisenden, tägliche Vorträge über die Güte und Süßigkeit der verschiedenen Münchner Biere heraus. Der Mann ist schon längst tot und hat leider keinen Nachfolger hinterlassen. Schade! Im „Platz“ hat sich manches verändert. Aber das Hofbräuhaus ist trotz allem Wohlstand der Zeiten geblieben was es war und ist — Münchens fontana Trevi: „Wer einmal hier eines getrunken, kehrt immer wieder gern zurück.“

„Entschuldigen Sie, ist der Stuhl frei?“ — „Na, aber da drob'n ist a Maßl, wenn S' eahna an dem aufhänga woll'n.“

„Alle, Wör' noch, auf der Freisinger Landstraf' is a Handwerksbuch estro'n.“

Münchner Art und Münchner Sprache

Die Stadt München hat keine nivellierende Tendenz, sie vereinzelt die größte Variationsfähigkeit in einem — Dorf. Sie ist also, mag sie sich noch so partikularistisch und bawarisch an der Oberfläche gebärden, so recht und so ganz eine — deutsche Stadt. Sie packt auf ihre Eigenart, weil sie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr Fremde und ihre Eigenart in sich aufnimmt als irgendeine andere gleich große Stadt. Sie erstreckt sich, jagt, aus der preußischen Tiefebene bis zu den Alpen, von der Fugta bis zum Jura. Da war einmal in einem Schwabinger Haus eine Gesellschaft von vierzig bis fünfzig Menschen aus allen möglichen Berufen versammelt und einer der Geladenen stellte fest, wieviel geborene Münchner darunter waren. Ganze zwei: eine Schauspielerin vom Staatstheater und ein jüdischer Rechtsanwalt! Diese beiden „repräsentierten“ München, die andern paar Duzend aber waren es. Die Eingeborenen also befinden sich hier in einer Defensive. Ihre schärfste Waffe ist der Dialekt. Der verarbeitet die Sprechtonleiter zu einer so geheimnisvollen Flut von Lauten, daß

darin jeder schmecklich untergehen muß, der nördlich der sehr breiten Donau geboren ist. Der Münchner Dialekt ist ein gedämpftes, zum Singen mehr als zu rascher Verständlichkeit geeignetes Jodeln. Er kommt wie die Fiar vom Gebirge her, hat ein starkes Gefühl und doch keinen raschen Lauf, dafür viele Einwendungen und Stimmungen, ein Uebermaß an Krümmungen und an fähen Ritzungen. Er strotzt von klugmalerischen Naturlauten, aus denen sich das Komische von selbst ergibt, und von Kraftworten, die nicht leicht ins Wäufige einzuordnen sind. So auch ist das Gemüß des Münchners durch eine ewige Nabelschnur mit der Natur verbunden. Er findet schwer Anstuf an das Großstädtliche, ist gegen dieses von dörflichem Mißtrauen erfüllt und legt keinen Wert darauf, sich vom Großstädtlichen auch nur adoptieren zu lassen. „Mir san mir“ ist der verständliche Schlußruf dieses von Andersgläubigen, Andersgearteten, Anderenwollenden umgebenen Gemüßs.

(Aus: Was nicht im Baderer steht, München, A. Pöper u. Co., Verlag, München.)

Die Kunststadt München / Von Dr. Richard Elfinger

Münchens Uezelle lag dort, wo heute das Deutsche Museum seine Beton- und Eisenburg erhebt. Auf dem westlichen Harufer gab es eine uralte Mönchsstadt, den Reiterhof „Munichen“. Dieser Recken wurde von Kaiser Barbarossa frisch mit dem Herzogtum belehnte Welfe, Heinrich der Lu, dem Bischof von Freising die Föhrenger Jarbrücke ins Wasser warf, und hier über den Werder eine neue legte. Und so die zahllosen, von Reichthall kommenden Salzfrachten zwang, ihn den feim Brückenzoll zu entrichten.

Um faustrechtlichen Geg umzuziehnen des Freisingers zu begangen, mußte man das Dorf besetzen und den Brückenkopf; und einen Kilometer westlich vom Ufer ein paar m b'aste Häuser hinsetzen.

Eine freundliche Bodenerhebung verlockte dazu, und so entstand t. J. 1158, rund um das „Petersberg-I“, der erste Kern der nachmals so berühmten großen Stadt.

Wo steht nun das Geheimnis der Kunststadt? Und warum ist gerade „Munichen“ eine geworden? Wir haben ja gesehen, daß hier keineswegs von alters her die Kunst eine Stätte hatte, daß vielmehr die Stadtgründung zurückzuführen ist auf eine höchst profanische Ursache: auf eine mit Gewaltmitteln arbeitende Zollspekulation.

Diese Voraussetzungen für Münchens Entwicklung zur Kunststadt sind gegeben in der sehr soliden Tatsache: daß die Stadt in den Besitz einer Familie gekommen ist, die siebenhundert Jahre Zeit gehabt hat, die Stadt zu verschönern und an ihr heranzubauen.

Das waren die Wittelsbacher, von denen die geschichtlich Bemerkenswerten sich jeweils eine neue, den wachsenden Reichthumsansprüchen genügende Residenz erbauten, was gleichbedeutend war mit Kunstausstrahlung aller Art. Man zog damit Künstler in die Stadt. Und man zog systematisch das bodenständige Handwerk zu geistiger Leistung.

Im übrigen war man nicht ängstlich und koste sich die Köpfe von überallher. So entstand unter diesem Mäzenatentum, dem die Patrizier und Bürger nachsaherten, eine durch die Jahrhunderte reichende Reihe von Kunstbauten, die wir noch heute bewundern. Um ganz wenige Beispiele herauszuheben: die Renaissance etwa

wird repräsentiert durch den Kolossalbau der Maximilianischen Kessdenz, deren rote Marmorportale schon dem Schwedenkönig Gustav Woff so imponiert haben, daß er sie gerne mitgenommen, wenn er sie in seine Koffer gebracht hätte. Zum andern lehte zur Zeit des Hoch-Barock die berühmte Künstlerfamilie Nam, geniale Bildhauer und Maler, die sich an ihr gemächliches Wohnhaus in der Sendlingerstraf das köstliche Rokokoanwender der Johanniskirche anbaute, als eine Privatkapelle, deren künstlerischen Glanz und Reichthum die kalterische Majestät zu Wien mit keiner der irdischen zu überbieten vermochte.

So waren reiche Anreize gegeben, als im 19. Jahrhundert das phänomenale Ereignis eintrat, von dem gewissermaßen die Atmosphäre der Kunststadt unterworfen wurde. Bekanntlich hat Ludwig I., nachdem er 1825 zur Regierung gelangte, eine ungemein reiche Bautätigkeit entfaltet.

Hinter seinem Willen, aus München eine Stadt zu machen, die jeder gesehen haben muß, der Europa kennen will, stand mehr, als nur die Wofsch, Sehenswürdigkeiten aneinanderzutürmen.

Diese monumentale Baugesinnung erschuf mehr als die weltberühmte Ludwigsstraf und den klassischen Königsplatz mit dem Propyläen-Tor. Ludwig war ein Neuerer, der die Stadt wie ein Kunstwerk behandelte. Mit aller Inbrunst der deutschen Seele besahwor er den Genius der Kunst und wölbte den blauen Himmel von Florenz über München. Das heißt, dieser Kunsthimmel war jetzt lästbar gemacht; die Schaffenden aller Künste verpürten es, durch Generationen herauf, von Schmid und Spitzweg bis zu Lenbach und Richard Wagner. Aus ihren Werken hat es die Welt erfahren. Und so hat sich der magische Stromkreis geschlossen, durch den die europäische Kunststadt immer wieder die lebendigen Impulse erhält zu neuem Schaffen.

Auch der Fremde, der in München verweilt, fühlt diesen Zauber, wenn er sich ihn auch nicht immer restlos zu erklären vermag. Es ist der Zauber der Atmosphäre; nicht zu allen Zeiten mit gleicher Stärke vornehmbar, doch jeweils stark genug, im aufgeschlossenen Sinn der Schaffenden das zu erwecken, was sie zu Künstlern macht...



Bavaria mit Ruhmeshalle

Eugen Vlasak